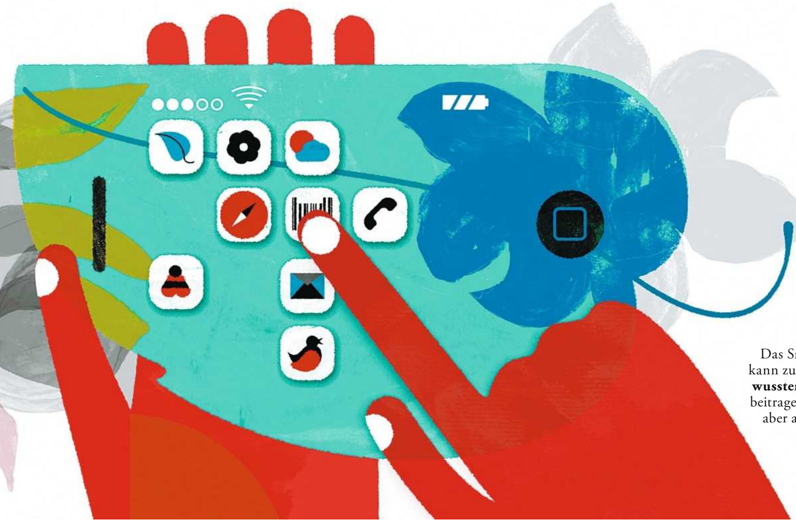
Auch Öko-Apps fressen Strom

Das Internet hilft uns, umweltfreundlicher zu leben. Gleichzeitig heizt es den Ressourcenverbrauch an

VON ALEXANDRA ENDRES



Das Smartphone kann zu einem **bewussten Konsum** beitragen. Es frisst aber auch Strom

Sie heißt EcoChallenge und macht aus dem Umweltschutz ein Spiel. Das Prinzip der iPhone-App: Wer am umweltfreundlichsten einkauft, gewinnt.

Wer mitmacht, lernt so einiges über die ökologischen Folgen seines Konsums. Wie weit werden die Zutaten für einen Erdbeerjoghurt transportiert, bevor dieser im deutschen Supermarktregal landet? Wie viel Wasser wird für die Produktion eines Hemdes verbraucht? Wie viel Erdöl steckt in einer Plastiktüte? Der Nutzer kann also mit der kostenlosen App berechnen, wie viele Ressourcen seine Einkäufe verbrauchen, und sich auf Facebook mit seinen Freunden vergleichen. Mit kleinen Aktionen, Challenges genannt, wird er zu Verbesserungen motiviert: Etwa, indem er ein Essen nur aus regionalen Zutaten kocht, seinen Fleischkonsum reduziert oder ein paar Tage lang nichts einkauft, was in Plastik verpackt ist. Jede Woche gibt es neue Fakten und Herausforderungen.

Hilft das Internet uns, grüner zu leben? Apps wie EcoChallenge schärfen zumindest das ökologische Bewusstsein beim Einkauf. In Zeiten, in denen es modern ist, mithilfe des Smartphones Gesundheit und Leistungsfähigkeit zu vermessen, können sie auch bei der ökologischen Optimierung des eigenen Lebens helfen. Viele der Programme verknüpfen beides, Gesundheit und Ökologie. So gibt es Saisonkalender für Obst und Gemüse, Verzeichnisse vegetarischer Restaurants oder auch vegetarischer Rezepte.

Besonders interessant sind Apps, die Barcodes von einzelnen Produkten scannen wie etwa Barcoo und Codecheck. Beide Apps sind mit Datenbanken verbunden, die vor allem Informationen über Lebensmittel und Kosmetika enthalten. So klären sie den Nutzer darüber auf, ob ein Fruchtsaft besonders viel Zucker enthält oder ob ein Duschgel ohne hormonell wirksame Stoffe auskommt.

> **10**
> **Kraftwerke**
> sind nötig, um die IT hierzulande zu versorgen

Gesunde Kosmetik, vegetarische Ernährung, politisch korrekte Kleidung: Die Themen der Öko-Apps haben oft mit Lifestyle zu tun. Ihren Nutzern geht es nicht zwangsläufig um die Rettung der Welt; vielleicht möchten sie einfach nur gesünder leben. Aber die Chancen stehen gut, dass sie dadurch auch umweltfreundlicher konsumieren. Wer mehr regionale und pflanzliche Lebensmittel kauft und weniger importiertes Fleisch, schont das Klima. Dem Rat für Nachhaltige Entwicklung zufolge ist die Ernährung für etwa 15 Prozent des CO_2-Ausstoßes der Deutschen verantwortlich. Mehr verbraucht nur noch die Heizung mit rund 18 Prozent. Pkw schlagen mit 14 Prozent zu Buche. Rechnet man alles zusammen, verursacht der durchschnittliche Deutsche jährlich neun Tonnen CO_2. Weniger als ein Viertel davon wäre künftig pro Erdbewohner erlaubt, möchte man die Erderwärmung auf zwei Grad begrenzen.

Der Nachhaltigkeitsrat wirbt deshalb dafür, »auch in den Bereichen Wohnen und Mobilität« stärker auf die CO_2-Emissionen zu achten – und natürlich gibt es auch dafür Apps, sei es zum Energiesparen im Haushalt (Energiecheck, ecoGator), zum Nutzen öffentlicher Verkehrsmittel (DB Navigator) oder um Autofahrer und Mitfahrer zusammenzubringen (BlaBlaCar).

Die Technik kann beim grünen Leben helfen, so viel ist klar. Doch hinter den kleinen elektronischen Helfern verbergen sich große Grundsatzfragen: Führt der Einsatz von immer mehr Technik wirklich dazu, dass wir Ressourcen sparen? Reicht bewusster Konsum aus, um grundlegend etwas zu verändern? Eher nicht, findet Felix Ekardt. Er leitet die Forschungsstelle Nachhaltigkeit und Klimapolitik in Leipzig und Berlin und beschäftigt sich dort mit der Frage, wie Kapitalismus und Klimawandel zusammenpassen. »Oft verfügen die Datenbanken hinter den Apps nur über unvollständige Informationen«, sagt er. »Sie vermitteln eine trügerische Sicherheit, eine genaue Entscheidungshilfe, die es aber so perfekt gar nicht gibt.« Für Ekardt bedeutet grünes Leben vor allem, weniger zu konsumieren. »Es geht um Selbstbeschränkung«, sagt er. »Und um politisches Engagement jenseits des Konsums.«

Wer sich tiefer hineinbegeben will in die Debatte um Konsumverzicht und Wachstumskritik, findet – selbstverständlich – auch darüber Informationen im Netz. Und Inspiration für ein besseres Leben, etwa auf den Seiten der Stiftung Futurzwei. Ihren Machern geht es um »Menschen, die etwas verändern wollen, die etwas wagen«, sagt Mitarbeiterin Raffaela Then. Diese Menschen stellt Futurzwei in ihrem »Zukunftsarchiv« im Netz vor; die Beispiele reichen über ein veganes Berliner Modelabel bis zur Waldgenossenschaft in Remscheid. So unterschiedlich sie sind, eines lässt sich von allen lernen, sagt Then: »Wichtig ist, dass sich die soziale Praxis verändert. Technik alleine reicht nicht.«

Manchmal ist Technik sogar schädlich. An Smartphones wird das besonders deutlich. In den Geräten werden Rohstoffe verbaut, für deren Gewinnung Kriege geführt und Menschenrechte verletzt werden. Von den Arbeitsbedingungen in der Produktion ganz zu schweigen. Und weil die Technik sich so schnell entwickelt und die neuesten Apps oft nur auf neuen Geräten funktionieren, schaffen sich viele Nutzer alle paar Jahre ein neues Handy an. Ressourcensparend ist das nicht. In Zukunft könnte es sein, dass auch Waschmaschinen und Kühlschränke häufiger ausgetauscht werden müssen, sagt Siegfried Behrendt, Nachhaltigkeitsexperte am Institut für Zukunftsstudien und Technologiebewertung in Berlin. »Sobald Waschmaschinen mit dem Netz verbunden sind und per Software gesteuert werden, halten sie nicht mehr so lange. Die Innovationsdynamik ist zu groß«, sagt er. So kurbelt das Internet der Dinge den Rohstoffverbrauch noch an.

Zudem steigt der Stromverbrauch, je mehr Technik wir nutzen. Schon jetzt liefen etwa zehn Kraftwerke in Deutschland nur, um die ganzen Informations- und Kommunikationsgeräte am Laufen zu halten, sagt Behrendt. Auf sie entfalle etwa ein Zehntel des deutschen Stromverbrauchs, in Zukunft könne es noch mehr werden. »Manche fürchten, das Internet entwickle sich so schnell, dass der Klimaschutz nicht hinterherkomme.«

Er selbst ist da nicht ganz so skeptisch. Software und Vernetzung könnten auch für mehr Effizienz sorgen, sagt Behrend. Damit meint er nicht nur intelligente Netze, die helfen, Öko-Strom besser in den Markt zu integrieren, sondern auch den ganzen Sharing-Economy-Trend. Ob Carsharing oder Kleiderkreisel: Erst das Internet ermögliche es den Verbrauchern, Dinge effizient und komfortabel gemeinsam zu nutzen, statt sie für sich selbst neu anzuschaffen.

Wenn Apps zum bewussten Konsum, Sharing-Plattformen und Effizienzgewinne so viele Ressourcen einsparen, dass der wachsende Strom- und Rohstoffbedarf der Technik dadurch mehr als ausgeglichen wird – dann hätte das Internet unsere Gesellschaft tatsächlich ökologischer gemacht.

Die EcoChallenge läuft.

DER ÖKO-FRAGEBOGEN

Bitte pflücken!

Die Seite mundraub.org verzeichnet Bäume, deren Früchte niemand erntet

Herr Gildhorn, Sie nennen Ihre Website mundraub.org – das klingt nach Diebstahl.
Der Name hat etwas Verruchtes. Wir haben ihn gewählt, weil er die Leute neugierig macht.

Sie verzeichnen rund 17 000 Orte, an denen Obstbäume wachsen, deren Früchte niemand erntet. Können Sie garantieren, dass die Bäume wirklich auf öffentlichem Grund stehen?
Wir können das nicht hundertprozentig sicherstellen, aber wir versuchen es. Wer einen Fundort einträgt, muss sich registrieren und unsere Regeln anerkennen: Er muss sich erkundigen, ob ein Baum jemandem gehört. Wir können nicht jeden Eintrag selbst überprüfen, aber die Crowd tut das. Im vergangenen Jahr gab es 200 Beanstandungen von unseren Nutzern. In etwa 60 Fällen standen die Bäume tatsächlich im Naturschutzgebiet oder waren Privateigentum. Diese Einträge haben wir gelöscht.

Der Umweltingenieur Kai Gildhorn, 43, hat mundraub.org gegründet

Wenn Bäume leer gepflückt werden, gibt es kein Fallobst. Nehmen Sie Igeln und Schmetterlingen nicht das Futter weg?
Wir sagen: Lasst etwas für die Tiere übrig. Aber in städtischen Gebieten kann es schon mal zu Übernutzung kommen. Wenn ich in Berlin einen Aprikosenbaum eintrage, dann ist der schnell abgeerntet. Für mich heißt das: mehr Bäume pflanzen.

Machen Sie das?
Ja, aber wir sind ein kleines Team. So, wie wir selbst nicht alle Früchte ernten, können wir auch nicht alle Bäume pflanzen. Wir wollen andere anstiften.

Wie entstand die Idee?
Mit ein paar Freunden war ich im September 2009 in Sachsen-Anhalt paddeln. Wir hatten im Supermarkt Obst gekauft, und dann kamen wir an all den verlassenen Bäumen voller Früchte vorbei, Mirabellen, Äpfeln, Pflaumen. Da dachten wir: Eigentlich ist alles da, wir müssten nur mal einen Pflück-Atlas ins Internet stellen. Genau das haben wir dann gemacht.

Wie war die Resonanz?
Großartig. Umweltverbände und Medien kamen auf uns zu, gleich im ersten Jahr hatte unsere Website eine halbe Million Besucher. Im Herbst haben wir oft mehr als hundert neue Einträge pro Tag. Eigentlich war das Projekt als Hobby gedacht, jetzt sind wir acht Mitarbeiter.

Gab es Fälle, in denen Mundräuber in großem Stil Obstwiesen geplündert haben?
Ja, wir selbst haben 2014 dreißig Tonnen Äpfel von Alleen in Brandenburg geerntet und daraus Saft für die Bundesgartenschau gemacht – aber wir haben das vorher mit den Bürgermeistern abgesprochen. Wir wollten mit dem Projekt darauf hinweisen, dass Obstalleen nach und nach verschwinden. Die meisten Bäume sind 80 oder 90 Jahre alt. Die leben vielleicht noch zehn Jahre und müssen dringend nachgepflanzt werden.

Mittlerweile bieten Sie nicht nur eine Homepage, sondern auch Kurse an, zum Beispiel bringen Sie Schulklassen bei, wie man Bäume verschneidet. Wie finanzieren Sie sich?
Die Deutsche Bundesstiftung Umwelt hat uns unterstützt, dieses Jahr fördert uns das Bundesforschungsministerium. Aber wir wollen weg von öffentlicher Förderung.

Soll Ihr Dienst kostenpflichtig werden?
Nein, die Website bleibt kostenlos. Aber wir verdienen bereits Geld mit Projektentwicklung. Wenn Unternehmen bauen, müssen sie einen Ausgleich leisten, indem sie Ökosysteme aufwerten. Oft entstehen so Streuobstwiesen, die ein trauriges Dasein fristen. Wir bieten an, diese Flächen zu planen, zu pflegen und für die Gemeinschaft zu öffnen. Erst wenn gemäht und geschnitten wird, werden die richtigen Arten heimisch. Dann wird die Streuobstwiese zum Korallenriff Mitteleuropas.

Die Fragen stellte FRIEDEMANN BIEBER

Illustration: Karsten Petrat für DIE ZEIT; Foto: Janien Ebert/Mundraub